

Jürgen P. Rinderspacher

Institut für Ethik und angrenzende Sozialwissenschaften  
der Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster

**Zeit für Pflege –  
über die Voraussetzungen einer  
zeitgerechten Pflegekultur**

Festvortrag

anlässlich der 50-Jahr-Feier

des Pflegezentrums „Haus am Hesterberg“

am 08.07.2014 in Dörverden

## I.

Gewiss sage ich Ihnen damit nichts Neues: Zeit ist das Wichtigste, das wir denjenigen Menschen, die pflegebedürftig sind, geben können. Natürlich auch Aufmerksamkeit, und unsere fachliche Hilfe, Kompetenz, Empathie, und Zuhören können. Doch ohne genügend Zeit ist das alles nichts – oder fast nichts. Das wissen alle, die mit Pflege zu tun haben – die sich dies als Beruf ausgesucht haben ebenso wie diejenigen, die einen nahestehenden Menschen zu Hause pflegen. Allein das Wissen darum bedeutet natürlich noch lange nicht, auch tatsächlich über die notwendige Zeit zu verfügen. Fragt sich also, ob die pflegebedürftigen Menschen, die unsere Zeit brauchen, auch genügend Zeit bekommen und falls nicht, womit dies zusammenhängen und was man dagegen tun könnte.

In meinem kurzen Beitrag heute kann ich hier nur einige der Probleme anreißen und kurze Hinweise geben, in welche Richtung meiner Meinung nach Veränderungen gehen könnten.

Wo also sollen wir heute und auf lange Sicht die Zeit hernehmen, die wir brauchen, um all die Pflegeaufgaben zu bewältigen zu können, die entweder schon da sind oder sich am Horizont abzeichnen? Die Zeit, die wir gesamtgesellschaftlich benötigen, um all die kommenden Pflegeaufgaben zu bewältigen, wächst ständig.

Einmal, weil wir bekanntlich alle älter werden. Zweitens weil die Art der Pflegeaufgaben sich verändert hat und damit mehr Zeit für die Pflege benötigt wird. Drittens aber

auch, weil sich Gott sei Dank unsere Ansprüche an Pflege erweitert haben und Pflege schon längst nicht mehr auf „satt und sauber“ beschränkt ist.

## II.

Lassen Sie mich diese Punkte kurz erläutern. Der erste Punkt bezeichnet die schlichte Tatsache, dass die Anzahl der pflegebedürftigen Menschen weiter anwachsen wird. Und auch wenn wir heute, verglichen mit früheren Jahren, relativ gesund ins Alter gehen, werden es dennoch mehr Menschen sein, die irgendwann – dann vielleicht später als vor zwanzig, dreißig Jahren – den Zustand erreicht haben, bei dem ihre Pflegebedürftigkeit unabweisbar auftritt. Außerdem dürften diejenigen Generationen, die in zehn, zwanzig Jahren zu den Älteren gehören, nicht in demselben, relativ guten Gesundheitszustand in die Rente gehen wie wir heute. Denn durch die immer weitere Verschiebung des Renteneintrittsalters nach hinten werden künftige Generationen in einem viel schlechteren Gesundheitszustand sein und damit eher in früheren Jahren in den Pflegeheimen ankommen, als wir das heute gewohnt sind.

Dem erhöhten Pflegebedarf stehen aber auf Grund des demografischen Wandels rein von der Kopfzahl her viel weniger jüngere und mittelaltrige Menschen gegenüber, die privat oder professionell ihre Zeit für Pflegeaufgaben einsetzen könnten.

Der zweite Punkt: Dass wir alle älter werden, führt in weiten Bereichen zu einem strukturellen Wandel der Pflegeaufgaben. Denn wie Sie wissen, nimmt bei hochaltrigen Menschen das Risiko einer Demenzerkrankung stark zu. Die Pflegearbeit ist hierbei nicht nur besonders *betreuungsintensiv*, sondern auch mit einem besonders hohen *extensiven* Zeitaufwand verbunden.

Diese Nachricht schlägt nun ausgerechnet in einer Gesellschaft auf, die allenthalben bemüht ist, mit der Zeit als eine ihrer wertvollsten Ressourcen möglichst gezielt und sparsam umzugehen. Um einer wachsenden Gruppe der Bevölkerung ein menschenwürdiges Altern zu ermöglichen, muss sie, statt weiter Zeit einzusparen, in Zukunft eine fast unabsehbare Menge zusätzlicher Zeit hierfür mobilisieren. Dabei geht es um bezahlte Zeit ebenso wie unbezahlte, wie ich gleich zeigen werde.

Zum Dritten haben sich unsere Ansprüche an die Qualität der Pflege vergrößert. Nicht erst seit der Veröffentlichung der Charta der Rechte pflege- und hilfebedürftiger Menschen sind „satt und sauber“ zumindest als ethischer Standard out, wenn auch in der Praxis leider häufig noch nicht wirklich überwunden. Mehr als satt und sauber bedeutet aber auch eine im Wortsinne zeit-gerechte Pflege, die auf die Eigenzeiten und individuellen Rhythmen der pflegebedürftigen Menschen mehr Rücksicht nimmt als bisher – beim Ankleiden, beim Zähneputzen oder Anreichen des Essens ebenso wie beim Toilettengang. Und das betrifft natürlich besonders die so wichtige Zeit für menschliche Zuwendung. Diese ist in der Systematik der gegenwärtig praktizierten modularen Pflegeorganisation,

die in zeitgebundenen „Verrichtungen“ denkt, allerdings besonders schwer unterzubringen.

Dazu kommt noch, dass die gegenwärtige Organisation der professionellen Pflege bekanntlich viel Zeit für Dokumentationspflichten beansprucht, die den Bewohnern oder Patienten an direkter Zuwendungszeit verlorengelassen.

Aus all den genannten Gründen müssen wir verstärkt über Möglichkeiten nachdenken, weit mehr Zeit als heute für Pflegeaufgaben zu mobilisieren. Das heißt konkret: Mehr Menschen als bisher dazu zu bewegen, Pflegeaufgaben zu übernehmen beziehungsweise nicht Menschen, die gegenwärtig dazu bereit sind, durch schlechte gesellschaftliche Rahmenbedingungen wieder zu verlieren. Das betrifft die professionelle Pflege ebenso wie die häusliche Pflege oder die Pflege im Ehrenamt.

### III.

Bei dem zu erwartenden gigantischen Aufwuchs an Pflegeaufgaben und der damit verbundenen benötigten Zeitkontingente ist klar, dass diese schon allein aus finanziellen Gründen nicht und auch nicht überwiegend von professioneller Pflegearbeit abgedeckt werden können. Das lenkt den Blick zunächst auf das Potential an pflegenden Familienangehörigen und ehrenamtlich Tätigen.

Dass jede Menge privater Pflegearbeit in den Haushalten geleistet wird – jedenfalls im Augenblick noch –, ist erfreulich und zugleich erstaunlich. Denn auch wenn Pflege nicht nur lästige Arbeit ist, sondern auch eine Quelle von Sinn und guten Erfahrungen sein kann, werden die

gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Tendenz nach doch eher schwieriger.

Dass dies so ist, hat viel mit dem Wandel unserer Gesellschaft zu tun.

- Zum einen verändern sich die Familienstrukturen nachhaltig. Wir wissen, dass für den Entschluss, eine Pflegeaufgabe zu übernehmen – die im Durchschnitt sieben Jahre andauert – aus Sicht der betroffenen Menschen eine traditionelle verwandtschaftliche Beziehung sehr oft eine wichtige Voraussetzung darstellt. Diese Art verwandtschaftlicher Bande ist jedoch im Schwinden begriffen. Hinzu kommt, dass zum Beispiel neue Patchworkfamilien aufgrund ihrer besonderen sozialen und damit zeit-räumlichen Strukturiertheit mehr Zeit für sich selbst benötigen. Daher dürfte es schwerer fallen, eine langfristige Verpflichtung mit hoher Zeitbindung einzugehen. Schließlich leben Eltern und Kinder immer seltener am gleichen Wohnort, unter anderem auf Grund der Anforderungen an die berufliche Mobilität. Dadurch sind die Wegezeiten oft so groß, dass an die Übernahme einer Pflegeverpflichtung gar nicht zu denken ist.
- Weiterhin verändern sich die Strukturen in der Erwerbsarbeit. So sind die Arbeitszeiten im Trend der vergangenen Jahrzehnte zwar allgemein kürzer geworden. Für viele Berufsgruppen haben sie sich aber auch verlängert. Außerdem sind Arbeitszeiten flexibler geworden – flexibler allerdings nicht entsprechend den Zeit-Bedürfnissen der

Beschäftigten, sondern zumeist richten sie sich nach den Zeit-Interessen des Unternehmens. Immer öfter wird auch erwartet, selbst nach Feierabend noch am Handy erreichbar zu sein. Schließlich hat sich der Arbeitsstress in den vergangenen Jahren derart vergrößert – das belegen allein die Daten der Krankenkassen über Burn-out-Phänomene – dass viele, auch wenn sie die Zeit haben, sich einfach kräftemäßig nicht zu weiteren Verpflichtungen in der Lage sehen.

## V.

Eine weitere zeitliche Ressource der Gesellschaft, die von der pflegenden Angehörigen deutlich zu unterscheiden ist, ist das Ehrenamt. Tatsächlich sind ja viele Menschen auch dort bereit zu helfen und zu unterstützen, wo es sich nicht um nahestehende Menschen handelt. Besonders eindrucksvoll ist das Engagement Zehntausender ja etwa in der Hospizarbeit, ohne die die gewaltigen Fortschritte dieser Bewegung in den vergangenen Jahren nicht denkbar gewesen wären. Doch auch beim Ehrenamt stellt sich mit steigender Wertschätzung der Ressource Zeit in unserer Gesellschaft langfristig die Frage, wer in Zukunft noch dazu bereit sein wird, einen Teil seiner als immer wertvoller erachteten Lebenszeit dafür herzugeben – denn wie viele andere Dinge hätte man in dieser Zeit tun können?

Doch was ist eigentlich mit denjenigen, die nicht arbeiten weil sie im Ruhestand sind? Der jüngste, Achte Familienbericht der Bundesregierung, der sich auch viele

Gedanken um ältere und pflegebedürftige Menschen macht, setzt große Hoffnungen auf die Gruppe der so genannten jungen Alten, also jenen Teil der Bevölkerung, der nicht allzu weit jenseits der Pensionsgrenze bei relativ guter Gesundheit und ohne größere materielle Sorgen seinen so genannten Lebensabend verbringt.

Ich befürchte allerdings, dass aus dem Bedürfnis der Wissenschaftler-Kommission heraus, der Bundesregierung konstruktive Vorschläge vorzulegen, diese Ressource weit überschätzt worden ist. Wenn Sie, meine Damen und Herren, sich einmal in Ihrem näheren persönlichen Umfeld umschauchen, werden sie schnell erkennen warum: Gerade diese relativ fitte und dynamische Generation erwartet auch viel von in ihrem Ruhestand – und möchte deshalb die Zeit, die sie hierdurch für sich gewonnen hat, ganz bewusst für eine flexible und erlebnisreiche Gestaltung ihrer freien Zeit nutzen. Sei es um mit dem Wohnwagen loszufahren, wenn die Sonne gerade herauskommt oder endlich die lang ersehnte Kreuzfahrt zu machen. Außerdem sind Menschen im Ruhestand bereits durch viele andere Verpflichtungen, zum Beispiel als Oma auf Abruf, gebunden. Oder sie haben selbst einen Partner oder Eltern, die regelmäßig ihre Hilfe brauchen.

Dennoch darf man dieses Potential auch nicht unterschätzen. Tatsächlich suchen viele Ältere nach Aufgaben, die ihrem Leben nach der Erwerbsarbeit einen besseren Sinn geben könnten. Grenzen bestehen aber dort, wo bestimmte pflegerische Bereiche anfallen, die nur von Profis geleistet werden können. Hier käme es dann vor allem darauf an, die Qualifizierung Ehrenamtlicher noch



weiter zu verbessern und die Verzahnung von ehrenamtlicher und hauptamtlicher Arbeit zu optimieren, in der stationären Versorgung ebenso wie in der häuslichen Pflege. Aber damit bin ich schon bei den Maßnahmen.

Vorläufiges Fazit: Trifft meine Analyse der Ausgangssituation zu, wird das zeitliche Reservoir, das der Gesellschaft für Pflegeaufgaben zur Verfügung steht, tendenziell eher kleiner, während die Aufgaben weiter wachsen.

## V.

Was also kann man tun, um das Kontingent, das einer Gesellschaft an Zeit für die Pflege zur Verfügung steht, zu vergrößern? Auf der anderen Seite aber muss man auch fragen: Was kann man im Vorfeld tun, um den gesellschaftlichen Bedarf an Pflegearbeit in möglichst engen Grenzen zu halten, also möglichst erst gar nicht entstehen zu lassen?

Ich würde also zunächst einmal grundsätzlich unterscheiden zwischen vorsorgenden, präventiven Maßnahmen auf der einen Seite und kurativen auf der anderen. Diese Maßnahmen beziehen sich, wie sie gleich sehen werden, gar nicht alle auf Pflege im unmittelbaren Sinne, sondern zum Teil auf das ganz normale Alltagsleben.

Präventiv geht es wie gesagt darum, Pflegebedürftigkeit, wo immer möglich, bereits im Vorfeld zu vermeiden. Dazu gehört vor allem, wie Sie wissen, es alten Menschen zu

ermöglichen, solange wie es geht zu Hause zu bleiben und für sich selbst zu sorgen. Zwar wird damit Pflegebedürftigkeit nicht generell vermieden, aber diese Phase kann erheblich abgekürzt werden. Das ist gut für die potentiell betroffenen Menschen und gleichzeitig gut für die Sozialkassen.

Um die Bedingungen hierfür zu verbessern muss man sich allein die zeitliche Organisation unseres Alltags anschauen, die diesem Gedanken völlig zuwiderlaufen. Einkaufen zum Beispiel: Die Konzentrationsprozesse im Einzelhandel aber auch bei den Banken haben dazu geführt, dass die Filialnetze immer weiter ausgedünnt wurden. Aber auch Automaten zu bedienen ist im höheren Alter nicht einfach, allein dadurch, dass diese sehr oft nicht fehlerfreundlich sind und man bei der Banküberweisung sofort eine piepende Abbruchsdrohung erhält, wenn die endlose IBAN-Nummer nicht schnell genug eingegeben wurde. Die Reihe der Beispiele ließe sich lange setzen, von der Hektik beim Einpacken an der Supermarkt-Kasse bis zu den kurz getakteten Ampelphasen auf dem Weg dorthin. Gerade diejenigen alten Menschen, die sich in ihrem Selbstbild früher für besonders effizient und leistungsfähig gehalten haben, bemerken diesen Verlust am schmerzlichsten, ziehen sich aus dem öffentlichen Leben zurück, vereinsamen, werden krank und pflegebedürftig.

Im zweiten kurativen Sektor, sehe ich vor allem das Problem, dass die – noch immer – sehr große Bereitschaft der Menschen, zu Hause zu pflegen und damit einen nicht unerheblichen Teil ihrer wertvollen Lebenszeit für einen nahstehenden Menschen einzusetzen, sehr oft nicht das

Maß an Unterstützung der Gesellschaft bzw. der Politik erhält, die sie eigentlich verdient hätten.

Deshalb geht es darum, diese Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung als einen großen Schatz und nicht als eine Selbstverständlichkeit zu behandeln. Das bedeutet in der Praxis, dass die Gesellschaft alles tun muss, um diesen Schatz zu erhalten und wo immer es geht ihn zu mehren. Die private Pflegebereitschaft ähnelt darin dem Wert unserer natürlichen Umwelt, von der wir ja gelernt haben, dass wir nachhaltig mit ihr umgehen müssen, um uns nicht den Ast abzusägen, auf dem wir sitzen. Dem vorzubeugen ist vor allem die große Politik gefragt.

Hier brauchen wir im Gegensatz zur gegenwärtigen Praxis nicht einen Katalog halbherziger und zusammenhangloser Einzelmaßnahmen, sondern eine systematische und großzügige Unterstützung privater Pflegebereitschaft. Demgegenüber hat beispielsweise die Novellierung des Familienpflegezeitgesetzes die Anreize nicht wirklich verbessert, sondern die finanziellen Risiken noch mehr als bisher bei den Pflegenden und ihren Familien abgeladen.

Der große Schatz der Bereitschaft zu Sorge und Pflege findet sich aber ebenso auf der Seite der professionellen Pflegekräfte. Auch hier geht die Gesellschaft nicht sehr pfleglich mit ihren Ressourcen um. In den zahlreichen Befragungen werden immer wieder der große Idealismus und die hohe Bereitschaft zum Engagement der Berufsanfänger und Berufsanfängerinnen sichtbar. Dem steht jedoch eine verhältnismäßig geringe Verweildauer in den Pflegeberufen von nur sieben Jahren gegenüber. Hier sind offensichtlich tiefgreifende Veränderungen

erforderlich, um den Pflegeberuf in verschiedener Hinsicht – Stichworte wären hier mehr Zeit, mehr Geld und mehr Anerkennung – so zu gestalten, dass diese Bereitschaft zum Engagement nicht vorzeitig leerläuft.

Hier sind meines Erachtens in erster Linie aber gar nicht so sehr die konkreten Einrichtungen vor Ort angesprochen, sondern die Gesellschaft als Ganze. Sie ist es, die letztlich darüber entscheiden muss, was uns allen ein würdiges Altern wert ist – zu Hause ebenso wie in Einrichtungen der stationären Pflege. Diese können nicht mehr leisten, als ihnen von der Gesellschaft an Geld und damit auch an verfügbarer bezahlter Zeit für eine im wahrsten Sinne des Wortes zeitgerechte Pflege bereitgestellt wird.

Allein mit der Forderung „mehr Geld ins System“, um damit die Zahl der Mitarbeitenden zu erhöhen, ist es aber nicht getan. „Mehr Geld für mehr Zeit“ bedeutet nämlich zugleich auch wegzukommen von der so genannten Minutenpflege und das heißt vor allem: Von dem grundlegenden Organisationsprinzip der gegenwärtigen Pflegepraxis, bei der die Verrichtungen noch immer in unrealistisch kleinen Zeiteinheiten abgerechnet werden müssen. Wie kann ein tayloristisches Verfahren vorbestimmter Zeiten, das aus der Industrieproduktion übernommen wurde, gut sein, um Menschen zu versorgen und zu unterstützen – und dazu noch ausgerechnet diejenigen Menschen, die sich in der schwächsten Phase ihres Lebens befinden? Dieses Muster der Pflegeorganisation ist, wie allenthalben beklagt wird, eine Quelle täglich wiederkehrender Frusterfahrungen – für die

Pflegebedürftigen ebenso wie für die Mitarbeitenden in der professionellen Pflegearbeit.

## VI.

Zusammenfassend: Angesichts der viel zu wenigen verfügbaren Pflegezeit-Ressourcen, die wir aus den genannten Gründen in unserer Gesellschaft für Pflegeaufgaben in Zukunft haben werden, müssen wir uns in Zukunft viel mehr Gedanken darüber machen, wie es gelingen kann, wirklich alle potentiellen Zeit-Reserven zu mobilisieren, die unsere Gesellschaft in sich birgt.

Dazu brauchen wir außer mehr Geld für mehr Zeit im System eine neue Kultur der Anerkennung der Pflegearbeit. Ob Ehrenamtler, pflegende Familienangehörige oder Profis – ihnen allen geht es, so auch der Tenor der Pflegeliteratur – zunächst und vor allem um die gesellschaftliche aber auch um die ganz persönliche Anerkennung ihres täglichen Engagements. Anerkennung durch Respekt gegenüber ihrer Leistung aber auch Anerkennung durch die Herstellung besserer Rahmenbedingungen für ihre Arbeit. Beide bedingen sich gegenseitig.

Leider tut sich unsere Gesellschaft noch immer schwer damit. Warum eigentlich? Wo wir doch alle wissen, dass eine der schönsten Gaben – gerade in einer Situation der Schwäche und Hilfebedürftigkeit – die die Zeit ist, die uns ein anderer Mensch schenkt. Die Zeit als solche, ganz unabhängig davon, was konkret in dieser Zeit geschieht. Vielleicht sollten wir uns daran öfter erinnern und nicht

vergessen, dass wir irgendwann selbst zu der Generation gehören werden, die von besseren Zeiten in der Pflege profitiert.